

NEAL SKYE

RICH & MYSTERIOUS



BLUT-
SPUR
6 2 9

Franzius

KRIMINALROMAN



Franzius

NEAL SKYE

RICH & MYSTERIOUS

BLUTSPUR 629

KRIMINALROMAN

Ein Buch aus dem FRANZIUS VERLAG

Cover: Simone C. Franzius
Bildlizenzen: Panthermedia, shutterstock
Korrektorat/Lektorat: Dr. Michael Kracht
Verantwortlich für den Inhalt des Textes
ist der Autor Neal Skye
Satz, Herstellung und Verlag: Franzius Verlag GmbH
Druck und Bindung: Bookpress.eu

ISBN 978-3-96050-213-5 (E-Book)

Alle Rechte liegen bei der Franzius Verlag GmbH
Hogen Kamp 33, 26160 Bad Zwischenahn

Copyright © 2021 Franzius Verlag GmbH, Bremen
www.franzius-verlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Alle Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen, Firmen
oder Geschehnissen sind rein zufällig.

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
und Vervielfältigung des Werkes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und
strafbar. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks und der Übersetzung, sind
vorbehalten. Ohne ausdrückliche schriftliche Erlaubnis des Verlages darf das Werk, auch
nicht Teile daraus, weder reproduziert, übertragen noch kopiert werden, wie zum Beispiel
manuell oder mithilfe elektronischer und mechanischer Systeme inklusive Fotokopieren,
Bandaufzeichnung und Datenspeicherung. Zuwiderhandlung verpflichtet zu
Schadenersatz. Alle im Buch enthaltenen Angaben, Ergebnisse usw. wurden vom Autor
nach bestem Wissen erstellt. Sie erfolgen ohne jegliche Verpflichtung oder Garantie des
Verlages. Er übernimmt deshalb keinerlei Verantwortung und Haftung für etwa
vorhandene Unrichtigkeiten.

Kapitel 1

Ich kam mir vor, wie bei einem Vorstellungsgespräch. Auf der einen Seite ein Journalist, der seit fünfundzwanzig Jahren regelmäßig Titelstorys abgeliefert hatte, dessen Name in der Branche zwar selten mit Sympathie, aber stets mit Respekt ausgesprochen worden war – auf der anderen: Er. Marc Vineyard, Chefredakteur. Ein Journalist, von dem noch nie jemand außerhalb von Manhattan etwas gehört, geschweige denn gelesen hatte. Sicher, der *NYC Mercury* war innerhalb nur eines Jahrzehntes zum zweitwichtigsten Blatt in New York aufgestiegen; das war mir nicht entgangen. Ebenso wenig wie Vineyards freundliches Lächeln, das eine Spur zu aufgesetzt wirkte.

»Mr. Richmond, Rich, ich darf Sie doch Rich nennen?«

»Nur zu, Marc!«, entfuhr es mir.

»Ich habe Ihren Artikel über Riker's Island gelesen. Dieser Marty McKinnan-Fall«, fuhr Vineyard unbeirrt fort. »Das Pilotprojekt ›Briefe aus dem Knast‹ und Ihre Einleitung dazu. Sehr berührend, muss ich sagen.«

So – musste er das? »Danke, das ist mein Job. Schreiben, Menschen berühren, Menschen zum Nachdenken zu bewegen.«

Marc lächelte. Und, ehrlich gesagt, musste ich über so viel Gesülze selbst schmunzeln. Bei meinem ersten Vorstellungsgespräch vor gut fünfundzwanzig Jahren beim *Buffalo Star* hatte ich ähnlich geklungen. Nur, dass das heute kein Vorstellungsgespräch war, sondern ... ja, was eigentlich?

»Ich habe mich ein wenig über Sie erkundigt. Ich wusste natürlich von Ihrer Rolle beim Hedderby-Fall, davon hat Sara mir bereits ausführlich berichtet.«

Es überraschte mich keinesfalls. Immerhin hatte Sara mir vor zwei Monaten schon zu einem Praktikantenausweis verholfen, der mir das Gespräch mit McKinnan erst ermöglicht hatte. Danach hatte sie immer wieder angedeutet, dass der *NYC Mercury* die Stelle ihres ermordeten Kollegen Brian O'Reilly immer noch nicht wieder dauerhaft besetzt hatte. Als wenn es nicht schon ausreichte, dass mir eine ehemalige Klientin Unterkunft, Verpflegung und einen Arbeitsplatz in ihrer Villa angeboten hatte. Keinen Job beim *NYC Mercury*! Diese Platte hatte schon einen Sprung, sooft hatte ich sie gespielt. Aber wer wie Sara in den 90ern aufgewachsen war, dem waren Platten wohl fremd. Sicher hatte sie mich bei ihrem Chef nicht angeboten wie Sauerbier, aber offenbar ein bisschen über mich geplaudert. Vielleicht in der Hoffnung, Vineyard würde sich von selbst nach mir erkundigen. Dann konnte sie mit einem völlig unschuldigen Blick behaupten, dass er sie angesprochen hatte – und dafür konnte sie ja nichts.

Marc Vineyard sah mich prüfend an. »Sehen Sie, als Sara von Ihnen sprach, dachte ich: Schön, er hatte ein paar Erfolge. Der Hedderby-Fall – das war Ende der Achtziger, Anfang der Neunziger – das ist Geschichte, nicht wahr?« Das war sicher keine Antwort wert. Zumal ich dem kaum widersprechen konnte.

»Es war bestimmt nicht leicht für Sie, nach so einer Nummer wieder zurück in den Journalistenalltag zu finden, Sie waren ja auch noch so jung. Sind Sie deswegen Privatdetektiv geworden?«

Ich stöhnte. Und was ist Ihre Geschichte? Warum sind sie Hobbypsychologe geworden? Allein der Respekt vor Sara verbot es mir, diesen Gedanken auszusprechen.

»Vielleicht ... Ist lange her.«

»Sehen Sie, das dachte ich auch. Als Sara Sie mal ins Gespräch brachte, habe ich mich gefragt, was sollen wir mit einem

ausgebrannten, ehemaligen Sensationsreporter?«

Was soll ich bei so einer biedereren Zeitung wie dem *NYC Mercury*? Wäre so meine Gegenfrage gewesen. Und natürlich hatte Sara ihn gefragt. Gegen meinen ausdrücklichen Willen!

»Und dann las ich per Zufall über diesen Fall in New Orleans. Das ist erst ein gutes Jahr her. Ich habe Ihre Artikel alle im Detail gelesen. Old School – so was sieht man heute nur noch selten.«

Old – ich schluckte – Old School? Ich überlegte ernsthaft, ob ich ihm eine scheuern sollte.

»Und natürlich habe ich mich gefragt, was für Quellen Sie da genutzt haben.«

Ich starrte ihn ungläubig an. Was glaubte der Typ eigentlich, wen er da vor sich hatte? Strahlte ich eine solche Verzweiflung aus? Kopfschüttelnd blickte ich ihn mit einer Mischung aus amüsiert und verärgert an.

»Falls Sie da eine Antwort von mir erwarten ...«

Statt etwas zu erwidern, stand Vineyard mit einem Schmunzeln auf, drehte sich zu dem Highboard hinter seinem Schreibtisch und schenkte sich seelenruhig einen Kaffee ein.

»Wie trinken Sie Ihren?«, fragte er mich.

Am liebsten allein, lag mir auf der Zunge.

Stattdessen hörte ich mich freundlich »Danke, nein« sagen und erhob mich langsam aus dem unbequemen Bürostuhl vor Vineyards Schreibtisch. »Hören Sie, wir können das an dieser Stelle beenden, Marc. Was ich über New Orleans zu sagen habe, kann man alles im *Buffalo Star* nachlesen. Über Hintergründe kann ich mit Ihnen nicht sprechen. Über Quellen rede ich ohnehin niemals. So einen guten Kaffee können Sie mir gar nicht anbieten.«

»Nun setzen Sie sich wieder!« Vineyard schüttelte schmunzelnd den Kopf. Der Typ fing an, mich zu irritieren, aber dennoch ließ ich

mich in den Stuhl zurückfallen.

»Rich, das ist mir alles klar und Ihre Reaktion zeigt mir, dass Sie genau der Richtige sind.«

»Der Richtige für was?«

»Es geht um die Briefe-aus-dem-Knast-Reihe und die Geschichten der Menschen dahinter. Ich will das gerne als Serie bringen. Aber nicht als Tränendrüsenorgie, auch nicht als Zurschaustellung. Das soll sich nicht lesen wie ein Zoobesuch, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Damit konnte ich etwas anfangen. Der Typ war in meinem Rating gerade signifikant gestiegen.

»Handfest, Rich, authentisch sollte es sein! Echte Menschen, echte Geschichten! Und dazu brauche ich jemanden, der keine Herzattacke bekommt, weil er einen Gefängnisinsassen interviewt. Jemand wie Sie!«

Ich fühlte mich schon etwas geschmeichelt. Er lag richtig. Einige meiner früheren Ermittlungen als Privatdetektiv hatten mich in verschiedene Gefängnisse von Niagara County geführt und mit Sara hatte ich grade erst für meinen letzten Auftrag Riker's Island einen Besuch abgestattet. Ich verstand, dass sie so schnell kein Gefängnis mehr betreten wollte. Ich dagegen hatte da keine Hemmungen.

»Buffalo«, sagte er mit fast leuchtenden Augen. »Genauer gesagt: das ›Buffalo Correction Center.«

»Okay.« Ich bemühte mich, es so belanglos klingen zu lassen, wie ich nur konnte. Was zum Teufel wusste er? Zum zweiten Mal in vier Tagen ging es also um einen Insassen des Buffalo Correction Centers. Wahrscheinlich hätte ich mich nicht gewundert, wenn wir uns in der Redaktion des *Buffalo Star* befunden hätten, aber der *NYC Mercury* hatte seinen Sitz in Greenwich Village, Manhattan, etwa sechseinhalb

Autostunden von Buffalo entfernt. Ich glaubte nicht an Zufälle. Nicht in dieser Branche.

»Das sollte ein Heimspiel werden – die kennen mich da mit Vornamen.« Sofern »Rich« als Vorname durchgeht, dachte ich.

Vineyard grinste hinter seiner glatten Fassade, da ging ich jede Wette. Er musste mitbekommen haben, dass Sara im Archiv gesucht hatte nach ...

»Brendan Vanenberg«, fuhr er fort und prüfte kurz meine Reaktion. »War früher Polizeireporter in Jersey, hat danach diverse Bücher rausgebracht. Vielleicht kennen Sie den Namen auch vom Fernsehen. Er trat in Dokumentationen als sogenannter Experte auf.«

Ich verneinte. »Ich schaue so gut wie nie fern.« Das war die Wahrheit. »Und ein Polizeireporter als Experte sagt auch schon einiges über die Sendung aus.« Wenn ich fernsah, dann zur Entspannung. Keine Pseudoreality-Shows.

»Hat sich die letzten Jahre aus der Öffentlichkeit weitestgehend zurückgezogen und sich aufs Schreiben konzentriert.«

Davon kann man leben? dachte ich, bis mir die Ironie des Satzes bewusst wurde.

»Bevor er ins Gefängnis kam natürlich«, schob Vineyard nach, nachdem er meinen fragenden Blick vernommen hatte. »Sitzt dort seit August. Man hat bei einer Drogenrazzia größere Bestände Crack gefunden. Behauptete anfänglich, dass es ihm untergeschoben wurde.«

Das war Old School, dachte ich.

»Aber dann war er auf einmal voll geständig«, fuhr Vineyard fort. »Hat sogar die Quelle verraten, die ihm die Drogen verkauft hat. Der Dealer war schnell aufgefliegen. Er hat seine Quellen erwartungsgemäß nicht preisgegeben. Aber er hat Stein und Bein

geschworen, dass er Brendan Vanenberg weder persönlich kennt, noch ihm je Stoff verkauft hat.«

Ich grinste. Der erwartungsvolle Blick, mit dem mich Vineyard nun ansah, war zu komisch. Es war, als habe er mir einen Knochen zugeworfen und wartete aufgeregt darauf, dass ich losrannte. Sollte ich weiter verbergen, dass ich mich mit dem Vanenberg-Fall bereits vertraut gemacht hatte?

»Und das war kein Teil der Verhandlung? Da hat noch nie jemand drüber berichtet?«

Vineyard schüttelte den Kopf. »Nicht wirklich. Sie hatten sein Geständnis, es gab wenig Anlass, daran zu zweifeln und dass diese Frage ungeklärt blieb, hatte ja keinen Einfluss auf die Einschätzung, ob Vanenberg schuldig war oder nicht. Sein Anwalt hat die Sache offenbar auf sich beruhen lassen und die Presse hatte kein Interesse.«

»Kein Interesse bei einem ehemaligen C-Promi? Für mich riecht das faul. Offenbar gab sich jemand große Mühe, dass der Gestank sich nicht weiter ausbreitet.«

»Genau das hat mich auch gewundert. Und als ich mich dann daran erinnern habe, dass er im ›Buffalo Correction Center‹ sitzt ...«. Vineyard sprach das Offensichtliche nicht aus.

»Das klingt aber nach einer größeren Sache als unsere kleine Serie«, wandte ich ein.

Vineyard nickte zustimmend. »Ich wusste, dass Sie das sagen. Wir reden auch erst mal nur über ein Interview mit Vanenberg. Ich lasse Ihnen die Unterlagen per E-Mail zukommen. Wenn da mehr dahintersteckt, reden wir über das Budget. Ansonsten erhalten Sie dasselbe Honorar wie beim letzten Mal. Plus Spesen für die Fahrt nach Buffalo natürlich.«

Ob ihm klar war, wie viel mein GTX schluckt?

Ich nickte und freute mich schon auf die Fahrt in meine Heimatstadt. Ich hoffte, bei Vince und Ellen übernachten zu können, nicht nur, um Geld zu sparen. Schätzte, der *Mercury* würde mir ohnehin nur ein Zimmer in einem einfachen Motel spendieren.

»Ich muss das erst noch mit meiner Arbeitgeberin besprechen«, sagte ich. Ob Vineyard wusste, dass Sara das war? »Wenn ich das anfangen, dann richtig. Falls mehr dahintersteckt und ich mehr Zeit dafür benötige.«

Vineyard strahlte, als sei ich sein Lottogewinn. Er stand auf und schüttelte mir mit festem Griff die Hand. »Willkommen an Bord, Rich!«, sagte er und zwinkerte mir zu. »Eine Frage noch«, begann er, als ich schon halb in der Tür stand. »Wie Sie wissen, suchen wir auch im Bereich Festanstellung jemanden.«

Das war wieder typisch! Es war so klar, dass die Sache einen Haken hatte. Da reichte ich ihm den kleinen Finger und er griff nach der ganzen Hand. Ich schüttelte vehement mit dem Kopf, während er mich irritiert ansah.

»Ja – äh – mir liegt immer noch eine Bewerbung von einer Valerie Watson vor. Sara sagte mir, sie kennen sie?«

Daher wehte der Wind. Das wäre beinahe höchst peinlich geworden. »Ja«, erwiderte ich. »Ist die Tochter meines besten Freundes. Um ehrlich zu sein, habe ich ihr empfohlen, sich hier zu bewerben.«

Vineyard nickte. »Sie schreibt gute Artikel, hat gute Zeugnisse, gute Referenzen. Sie meinen, menschlich würde sie passen?«

Wie um alles in der Welt sollte ich das beurteilen können? So gut kannte ich Saras Team auch wieder nicht.

»Natürlich. Sonst hätte ich ihr nicht den *Mercury* empfohlen«, schoss ich aus der Hüfte. »Ich bin sicher, sie und Sara kämen hervorragend miteinander aus.«

Kapitel 2

Von dem üppigen Honorar des letzten Falles hatte ich kaum etwas ausgegeben, aber mein altes Blackberry war langsam in die Jahre gekommen und so hatte ich mir ein neues Spielzeug gegönnt: ein nagelneues Smartphone. Üblicherweise war der Großteil früherer Einnahmen immer in Reparaturkosten für meinen 69er Plymouth geflossen und das, was übriggeblieben war, hatte ich in einen vollen Tank und eine gute Flasche Connemara Single Malt Irish Whiskey investiert. Sicher, kanadischer Whisky hatte im Endeffekt dieselbe Wirkung. Immerhin konnte man inzwischen sogar Autos aus China kaufen, warum also keinen Whisky aus Kanada? Wobei, wenn man den irischen Whiskey schreibt und den schottischen Whisky, dann sollte man den kanadischen Visqui nennen. Jedenfalls jenen, den man bei Craigs Circle in Buffalo kaufen konnte.

Ich öffnete den Ordner »Brendan Vanenberg«. In gut einer Stunde hatte ich einen Termin im »Blue Mug Café« gegenüber der Grand Central Station mit Jack Morton von *MortonHanson Publishers*. Könnte ein neues Modell werden. Erst einen Auftrag als Privatdetektiv annehmen und anschließend den Fall an den *Mercury* verkaufen und das Honorar für den Artikel einkassieren. Nur das mit der Spesenabrechnung musste ich koordinieren ...

Jack Morton hatte mich am Abend zuvor angerufen, sich aber sehr einsilbig verhalten. Ich hatte eine gewisse Ahnung, wie er auf mich gekommen war. Aber ich würde es gleich genauer erfahren. Etwa eine halbe Stunde blieb mir noch, also bestellte ich mir einen großen Latte Macchiato und zückte mein Smartphone. Es war unglaublich – dieses Ding war noch viel kleiner als mein Tablet, man konnte es einfach in seiner Hosentasche mit sich führen. Und wahrscheinlich stand da noch mehr drin als im Ratgeber »Per Anhalter durch die

Galaxis«. Ich hatte die Idee seinerzeit für Unsinn erachtet, dass in so einem kleinen Buch eine ganze Enzyklopädie Platz finden sollte. Hätte ich so etwas doch schon besessen, als ich noch Privatdetektiv bei »Baker & Jones« war! Also fuhr ich mein neues Spielzeug hoch und begann das wenige, das ich am Abend zuvor zusammengetragen hatte, noch einmal zu überfliegen.

Brendan Vanenberg – fünfzehn Jahre beim *Jersey Courier*, davon elf in der Polizeiredaktion, danach drei Staffeln »Tatortreporter«. Dazu gab es diverse Videos aus der Sendung und Interviews, die ich mir lieber in Ruhe zu Hause ansehen wollte. Zumindest mal reinschauen. Dann gab es einige Ergebnisse zu seiner Buchreihe »Polizeireporter vom Dienst« und zu zwei Krimis, die er in Eigenregie herausgebracht hatte. In einer kleinen Lokalzeitung fand ich einen kurzen Bericht über den Prozess, aber darin stand noch weniger, als mir Vineyard berichtet hatte.

Enrique Valdueza. Der Name des Mannes, der Vanenberg hinter Gittern gebracht hatte. Angeblich. Der Mann, der verschwunden war, untertauchen konnte, obwohl die Polizei ihn verhört hatte. Zu diesem Namen hatte ich überhaupt nichts gefunden.

Der Verleger war pünktlich und bestellte sich einen schwarzen Kaffee.

»Was genau wollen Sie nun von mir?«, fragte ich ihn, nachdem er mir gegenüber Platz genommen hatte. »Sie sprachen von einem Auftrag.«

Morton nickte zufrieden. Ihm schien meine direkte Art zu gefallen. Immerhin waren wir nicht zum Nachmittagsplausch hier.

»Wir haben vor einigen Jahren das Buch »Polizeireporter vom Dienst« herausgebracht und es wurde zwar nicht auf Anhieb ein Bestseller, aber schon die erste Auflage war kostendeckend. Der zweite Teil hat sich noch besser verkauft und mit dem dritten hatten

wir eine Marke kreiert. Nicht nur Krimiautoren stürzten sich darauf, durch seinen Bekanntheitsgrad begannen die Zeitungen, darüber zu schreiben und so wurde die Reihe zu einem echten Erfolg.«

Morton nippte an seinem Kaffee und versuchte zu überspielen, dass er sich gerade seine Zunge daran verbrannt hatte.

»Jedenfalls hatte er Blut geleck. Es sollte eigentlich keinen vierten Band geben, aber dann hielt ich das Exposé in den Händen sowie die ersten beiden Kapitel. Ich war schockiert. Es war – gut, stellenweise brilliant, aber auch äußerst brisant. Und zwar brisant, obwohl er die Namen verfremdet hatte. Ein hochrangiger Politiker hieß Geoffrey Mash, ein Olympiateilnehmer Michael Miller und so weiter.«

»Hatten Sie gleich eine Vermutung, wer wirklich gemeint war?«

Morton grinste. »Bei dem Politiker sofort, bei dem Sportler habe ich meinen Sohn fragen müssen.«

»Was ich nicht verstehe: Sie hatten eine erfolgreiche Serie zusammen, er kommt offenbar mit Material zu Ihnen, mit dem man ein vielleicht noch erfolgreicherer Projekt hätte starten können – aber offenbar haben Sie sich dagegen entschieden, denn es blieb ja bei den drei Büchern, richtig?«

»Richtig«, kommentierte Morton. »In den ersten beiden Kapiteln hatte ich schon drei potenzielle Kläger ausgemacht. Vanenberg hat offenbar sehr detailliertes Insider-Wissen über eine kriminelle Organisation. Er ist gut vernetzt und er muss mit jemanden in Kontakt stehen, der in der Hierarchie dieser Organisation nicht eben zum Fußvolk zählt. Dennoch hatte er nur wenige Beweise, die wir in einem möglichen Prozess hätten verwenden können.«

»Obwohl er für seine akribischen Recherchen so bekannt ist?« Ich versuchte, den spöttischen Unterton nur anzudeuten. Mortons Blick verriet mir, dass mir das nicht wirklich gelungen war.

»Wir reden hier nicht über Autodiebstahl oder Einbrüche – wir reden hier über Handel mit gestreckten und dadurch teilweise unwirksamen Medikamenten, über Doping, über ...« – Morton stockte – »ich komme ins Plaudern.«

»Also geht es um Leute, an die man nur schwer rankommt.«

Morton schüttelte den Kopf. »Es geht um Leute, an die man normalerweise überhaupt nicht rankommt.«

»Demzufolge haben Sie sein Manuskript abgelehnt.«

»Und ihm unmissverständlich klargemacht, dass jeder andere Verlag dasselbe Problem hätte. Und selbst, wenn er einen fände, müssten wir uns gegebenenfalls Gedanken machen, seine anderen Bücher aus dem Programm zu entfernen.«

Das kannte ich zu Genüge. Wie oft hatte ich im Büro von Ernest Vallone, seinerzeit Chefredakteur des *Buffalo Star*, gestanden und hatte mir anhören müssen, warum mein Artikel nicht gedruckt werden konnte. Zum Beispiel, wenn bestimmte Wahrheiten nicht die politische Richtung der Zeitung widerspiegelten oder weil er Firmen an den Kopf stoßen könnte, die mit ihren Anzeigen die Zeitung mitfinanzierten. Moderne Zensur nannte ich das.

»Schauen Sie ruhig skeptisch, ist ihr gutes Recht. Aber ich muss an die Existenz unseres Verlages und seiner Mitarbeiter denken«, verteidigte Morton sich. »Dann kam er auf den Gedanken, den Stoff stattdessen in einem Krimi zu verarbeiten. Es war grauenvoll!« Morton lachte.

»Er hat den Krimi demnach selbst herausgebracht?«

Morton sah mich irritiert an.

»Zwei Krimis hat er doch bislang veröffentlicht.«

»Nein, die haben damit nichts zu tun«, kommentierte Morton mit einer abfälligen Handbewegung. »Die hat er in Eigenregie herausgebracht. Er hat überhaupt kein Talent zur Belletristik. Ich

habe ihm stattdessen ein Gegenangebot gemacht. Wir verzichten auf den Hinweis auf eine Organisation, die, wenn seine Beschreibung auch nur im Ansatz stimmt, über eine Macht verfügt, die offenbar selbst die der Mafia zu ihrer besten Zeit in den Schatten stellt, und konzentrieren uns auf den Medikamentenhandel. Den wir zudem mehr allgemein behandeln wollten.«

»Also eine abgespeckte Light-Version.« Dieses Mal ließ ich den Spott ungefiltert raus.

»Sie sind Journalist, also quasi auch Autor. Sie müssen so denken, aber ich habe eine andere Verantwortung. Eine Verantwortung unseren Eigentümern gegenüber, unserer Geschäftspartner gegenüber und vor allem unseren Mitarbeitern gegenüber. Und daher wird bei uns nichts gedruckt, was einer rechtlichen Auseinandersetzung nicht standhalten würde. Und dabei lehnen wir uns schon weit aus dem Fenster für unsere Autoren, das können Sie mir glauben.«

»Verstehe«, antwortete ich leicht resigniert. »Was ist mit Vanenberg? Er war sicher begeistert?«

Morton schluckte. »Ja. Und wieder nein – ich weiß es nicht. Er hat das Manuskript seiner Enthüllungsdokumentation entsprechend bearbeitet, es neu eingereicht und einen Vertrag unterschrieben.«

Ich stöhnte. »Ich verstehe nicht, was Sie von mir wollen.«

»Gut. Ich komme zum Punkt. Vanenberg hat das Manuskript eingereicht, wir haben es dem Lektorat übergeben und ein Team von fünf Mitarbeitern mit der Recherche beauftragt. Dazu war ein Teil unserer Rechtsabteilung damit beschäftigt, Vorwurf für Vorwurf daraufhin zu überprüfen, wer sich wiedererkennen könnte, ob derjenige klagen würde und welche Aussichten eine Klage hätte. Kurzum: Wir haben Unmengen an Ressourcen in dieses Manuskript

gesteckt. Nun war es an dem Autor, seinen Teil des Lektorates zu liefern.«

»Aber Vanenberg lieferte nicht.« Das lag nun auf der Hand.

»Nein, das tat er nicht. Erst reagierte er nicht und dann besaß er die Frechheit, mich anzurufen, um mich um die Auflösung des Vertrages zu bitten. Ich war sprachlos. Das ist selten, aber ich war sprachlos.«

»Hatte er das begründet?«

»Ja. Und jetzt kommt der Hammer. Wie nannten Sie eben unser Angebot so schön spöttisch? Eine abgespeckte Light-Version. Und jetzt kommt's – diese abgespeckte Light-Version war ihm plötzlich zu heiß geworden. Er hätte Schiss. Ich dachte ernsthaft, der Typ will mich verarschen. Aber er blieb dabei. Er sagte allen Ernstes, wir könnten ihn gerne verklagen. Er ginge lieber ins Gefängnis, als so ein Risiko einzugehen.«

»Da hat er ja nun bekommen, was er wollte.«

Ich nahm an, Morton wusste, dass Vanenberg im »Buffalo Correction Center« saß.

»Damit haben wir aber nichts zu tun. Das hat er sich selbst eingebrockt oder irgendjemand anders, ich weiß das nicht. Ich weiß nur, ich habe einen Vertrag, wir sind in erheblichem Maße in Vorleistung getreten. Den Vorschuss wird er zurückzahlen müssen, da wird er nicht drum herumkommen. Das wird er auch machen, aber ich werde das Gefühl nicht los, dass er sein eigenes Ding an uns vorbei macht. Kennen Sie das Buch ›Blutspur der Wölfe‹?«

»Leena Lyberg, natürlich.« Mein Interesse war auf einmal exorbitant gestiegen. »Also, die Übersetzung ist ja gerade erst in die Buchläden gekommen. Es ist bestellt, aber ich muss zugegen, gelesen habe es noch nicht. Aber ich kenne den ersten Band.«

»Aber Sie wissen, wer Leena Lyberg ist. In Schweden zurzeit die Nummer eins und ihre Bücher sind seit zwei Jahren auch hier in den Staaten im Kommen. Aber dieses Buch ... Ich weiß nicht, was den Verlag geritten hat. Vielleicht haben sie gedacht, es sei verfremdet genug. Vielleicht halten sie die Geschichte auch für frei erfunden, aber Zufall kann das nicht sein, dass es so viel Parallelen zu Vanenbergs Manuskript gibt. Möglicherweise erhält er eine ordentliche Beteiligung, kann sich im Hintergrund halten und löst den Vertrag mit uns.«

»Na ja, Journalisten, und nichts anderes ist Vanenberg doch auch, treten permanent in Wespennester. Das muss er gewohnt sein. Es sei denn, er ist nicht so abgebrüht, wie Sie ihm das unterstellen.«

»Ich unterstelle ihm gar nichts«, erwiderte Morton unwirsch. »Ich weiß nur: Ich habe einen gültigen Vertrag und wir haben bereits eine Menge in dieses Projekt investiert. Aber wir sind auch keine Unmenschen. Wenn ihm der Boden unter den Füßen zu heiß geworden ist, er vielleicht tatsächlich bedroht wird, dann müssen wir auch umdenken. Natürlich auch im Interesse des Verlages! Geht es aber um das Geschäft, lassen wir uns nicht ausbooten. Wir suchen nun jemanden, der herausfinden kann, ob hinter der angeblichen Bedrohung eine real existierende steckt. Interesse?«

Mein Interesse hielt sich in Grenzen. Einerseits. Andererseits klang es nach einem gemütlichen Fall. Ich hatte ohnehin einen Termin mit Vanenberg, würde also eh nach Buffalo fahren. Warum nicht en passant herausfinden, was wirklich hinter Vanenbergs Rückzieher steckte? Ich nickte, nannte Morton meinen Preis, er schluckte und als er gegangen war, hatte ich wieder einen Auftrag als Privatdetektiv. Das fühlte sich gut an! Unaufgeregt trank ich meinen Latte Macchiato aus und machte mich auf den Heimweg nach Rye.

Kapitel 3

Es war Donnerstag und das hieß, Sara würde heute nicht in Greenwich Village bei Samantha übernachten, sondern in Rye. Ich hatte nach der Begegnung mit ihrem Chef schnurstracks in ihr Büro stürmen und ihr klarmachen wollen, dass ich mich deutlich genug ausgedrückt hatte, was einen Job beim *NYC Mercury* betraf. Aber einerseits wollte ich das nicht vor ihrem Team machen und zum anderen war mir gerade wieder einmal die Ironie bewusst geworden: Kein Job beim *NYC Mercury* – und doch hatte ich gerade einen angenommen. Also hatte das auch die paar Stunden Zeit, bis sie nach Hause kommen sollte. Stunden, die ich nutzen konnte, noch ein paar letzte Handgriffe im Haushalt anzulegen. Dabei lag ich ganz gut im Rennen, ich hatte mich in den letzten Wochen fast ausschließlich darum kümmern können.

Ich hatte gerade eine Maschine Wäsche angestellt, als plötzlich mein Smartphone klingelte. Es war Jones. FBI-Agent Cameron Jones. Sie und ihr Chef hatten meine historisch verankerte Abneigung gegen FBI-Agents gründlich auf den Kopf gestellt. Ich mochte sie und doch hatte ich kein gutes Gefühl bei ihrem Anruf – eher ein unbekanntes, komisches. Eine innere Stimme sagte mir, dass Gina nicht darüber begeistert wäre, wenn sie davon wüsste. Immerhin hatte Jones mir während unserer Zusammenarbeit ziemlich klare Zeichen gesandt, dass sie durchaus nicht abgeneigt gewesen wäre, unsere Bekanntschaft auf privater Ebene fortzuführen. Sex. Ich sah sie gerade innerlich vor mir, mit verführerischem, leicht mitleidigem Blick aus ihren dunklen Augen, weil ich ein so klares Bedürfnis so technisch umschrieb. So sehr ich grundsätzlich immer darauf bedacht gewesen war, Privates und Geschäftliches zu trennen, so sehr gab es keinen Zweifel: Ohne Gina wären Jones und ich sicher

im Bett gelandet. Oder vielleicht auch nicht, denn sie gehörte zu der Art von Frauen, die offen waren für andere Locations ... Ich hatte nicht einmal gewusst, ob das mit Gina funktionieren konnte. Und doch hatte ich es nicht aufs Spiel setzen wollen und hatte so keinen Kontakt mehr gesucht.

»Bei unserem letzten Telefonat haben wir über Bücher gesprochen, weißt du noch?«, fragte sie, nachdem wir geklärt hatten, wie es uns zwischenzeitlich ergangen war. Ich erinnerte mich. Sie hatte gerade einen Horrorthriller einer Kanadierin gelesen, den ich mir auch unbedingt besorgen sollte, auch wenn ich nicht auf Horror stand.

»Rich, wirklich, lass dich von dem Genre nicht abhalten. Ich bin sicher, er würde dir gefallen«, lachte sie.

Warum rief sie nun wirklich an? Wollte sie tatsächlich über Bücher reden? War das ein Vorwand, um mal zu testen, ob Gina noch im Weg stand? Was mich irritierte, war, dass es tatsächlich stimmte. Auch wenn ich ganz weit hinten im Kopf eine Stimme hörte, die mir riet, sie mir warm zu halten.

»Warum rufst du an, Cameron?« Ich entschloss mich für die Geradeaus-Option und Jones stockte. Aber nur kurz, dann wurde auch sie direkt.

»Es gibt in der Tat etwas, das ich dich fragen will. Aber nicht hier. Nicht am Telefon.«

Ich seufzte. Es war so klar, dass das wieder so kommen musste, und so gab ich deutlich zu verstehen, dass ich das für keine gute Idee hielt. Aber Jones lachte nur. Nicht verlegen, sondern laut heraus.

»Rich, bitte! Ich bin gerade vierzig geworden! Die Highschool ist eine Weile her! Ich fand dich interessant und ich habe an deinen Blicken gesehen, dass deine Augen dir etwas anderes sagten als dein Herz. Gut, ich habe es versucht. Aber ich bin eine erwachsene Frau –

ich kann mit einem Nein leben. Du hast was verpasst, das steht fest. Aber ich renne niemals einem Kerl hinterher. Das läuft bei mir immer schön andersrum.«

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen und mir war klar, das war nicht ihr letzter Zug.

»Also, worum geht es? Ich komme gerade aus New York – ich fahre heute sicher nicht noch mal rein.«

»Das ist kein Problem«, erwiderte sie. »Gibt es in Rye ein Restaurant, in dem wir uns treffen könnten?«

Eine Stunde später saßen wir im El Tio in Port Chester, jenem kleinen mexikanischen Restaurant, in dem ich Sara vor einigen Monaten wiedergetroffen hatte. Seitdem waren wir so oft da gewesen, dass auch ich mit offenen Armen und einem warmen Lächeln empfangen wurde, selbst wenn ich allein kam. Jones traf Minuten später ein und setzte sich mit einem Augenzwinkern. Hinter sich zog sie eine leichte Wolke aus Vanille und Minze, die Lippen mit Violett Parfait nachgezogen – sie wollte offensichtlich gut aussehen und das war ihr gelungen. Er passte perfekt zu ihrem dunklen Teint und ihren schwarzen Haaren und ihr Augenzwinkern signalisierte mir, dass sie sehr wohl registriert hatte, dass er mir aufgefallen war.

»Was kannst du empfehlen?«

»Eigentlich alles. Aber meistens entscheide ich mich für die Enchiladas.«

»Also dann: Enchiladas.« Sie klappte die Karte zu, holte tief Luft und blickte mir fest in die Augen. »Okay. Karten auf den Tisch. Du erwähntest beim letzten Telefonat eine schwedische Schriftstellerin.«

Das hatte ich in der Tat. Ich befürchte, ich hatte sogar damit geprahlt, sie persönlich zu kennen. Das war gelogen und wieder nicht. Sie war einer meiner frühesten Facebook-Kontakte gewesen.

Ich hatte sie bei der Recherche zu einem Thriller über die Winterspiele in Salt Lake City unterstützt, dafür half sie mir bei allen Problemen, die man mit herausragenden Computerkenntnissen lösen konnte. So hatte sie sich zum Beispiel in die Stadtverwaltung von New York City gehackt, um den Namen eines Taxifahrers herauszufinden. Damals hatte ich noch gedacht, »BlackDragon2015« sei ein Typ. Inzwischen wusste ich, dass sie Leena Lyberg hieß und Krimis veröffentlichte. Sie war sogar einige Wochen zuvor in die Staaten geflogen, um ihr neuestes Buch »Die Blutspur der Wölfe« zu promoten. Leider in San Francisco – zu weit weg, um mal eben für eine Lesung Hallo zu sagen. Der *Mercury* hatte vor einigen Wochen darüber berichtet, dass man sie vermissen würde. Möglicherweise sei sie in den Staaten untergetaucht. Sara hatte auch keine weiteren Hintergrundinformationen dazu herausfinden können. Ich war sehr sicher, dass sie sich bei mir melden würde, wenn sie in den USA hätte untertauchen wollen. Oder dass sie auf meine Nachrichten reagierte. So hielt ich das Ganze für einen billigen PR-Gag, den sie eigentlich nicht nötig hatte. Ihr Roman »Blutspur der Wölfe« war jedenfalls in der Buchhandlung in Rye schon vorbestellt und sollte in den nächsten Tagen endlich eintreffen.

»Ja, das habe ich wohl«, antwortete ich, nachdem wir unsere Bestellung abgegeben hatten.

»Du hast sicher dann davon gehört, dass sie derzeit vermisst wird?«

Ich nickte. »Das wird eine Werbeaktion von ihrem Verlag sein. Sie ist in Schweden eine große Nummer, aber in den USA noch nicht so.«

Jones schüttelte den Kopf. »Ich hatte ernsthaft gehofft, dass du mit ihr in Kontakt bist. Sie ist tatsächlich untergetaucht, und zwar direkt nach ihrer Promo-Tour in Kalifornien.«

»Das war vor ...«

»... vier Wochen«, ergänzte sie, beugte sich dann nach vorne und sah mich geheimnisvoll an. »Und sie hat die USA nie verlassen.« Sie flüsterte beinahe.

»Wir sind hier allein«, sagte ich augenzwinkernd. »Du brauchst nicht zu flüstern.« Es war eine merkwürdige Situation. Warum hatte sie mich das nicht am Telefon fragen können? Bist du noch in Kontakt mit Leena Lyberg? Nein. Danke. Wäre nicht schwer gewesen. War das am Ende doch nur ein Vorwand, mich wiederzusehen? Der Lippenstift, den sie sicher kurz vorm Reingehen noch einmal nachgezogen hatte, die Bluse, die ein Hauch von overdressed war – ich war vorsichtig.

»Was solls«, sagte sie dann. »Du wirst es eh googeln, was ich dir gerade erzählt habe, also kann ich dir auch die Zeit ersparen. Zumindest, was das betrifft, was ohnehin schon veröffentlicht wurde.« Sie sah mich an, als wartete sie auf Beifall.

»Okay«, fuhr sie leicht irritiert fort, »am 18. September 2015 wurde Mattias Söderlind, 48, Kfz-Mechatroniker, auf offener Straße erschossen. Der schwedischen Boulevardpresse war das einige Schlagzeilen wert. Es gab kontroverse Berichte über das Motiv. Söderlind war einschlägig vorbestraft. Erpressung, Hehlerei, Körperverletzung, Vergewaltigung – er hat mehr Jahre hinter Gittern verbracht als davor. Manche spekulierten über einen Racheakt eines ehemaligen Opfers – oder eines Angehörigen. Verbreiteter war aber die Theorie, dass es sich um einen Vergeltungsschlag einer konkurrierenden Gang handelte. Dafür sprechen die Todesursache und der wahrscheinliche Tathergang. Söderlind wurde mit aufgesetztem Lauf in den Kopf erschossen.«

»Also wie bei einer Hinrichtung. Genauso behandeln Gangs aber auch Leute, die aussteigen wollen.«

»Genau. Das war die dritte Theorie.« Jones lächelte.

»Hm«, ich schüttelte den Kopf. »Aber gab es im Vorfeld denn Warnungen?«

»Keine, die bekannt wären.«

»Dann wurde er nicht von seiner eigenen Gang umgebracht. Es sei denn ...

»Es sei denn, er war ein Verräter. Und genau diese Theorie hat ein Stockholmer Journalist im ›Stockholm Kuriren‹ veröffentlicht. Und zwar am selben Tag, an dem Leena Lyberg verschwand.«

»Okay ...« Ich verstand immer noch nicht, worauf sie hinauswollte.

»Und wo siehst du da den Zusammenhang?«

»Der Journalist verglich Prozessakten von Söderlind mit Passagen aus dem Vorgänger von ›Die Blutspur der Wölfe‹. Er vertrat die Ansicht, dass er möglicherweise ein Informant von Lyberg war.«

Ich stieß einen lauten Pfiff aus. Lyberg hatte viele Informanten, das wusste ich aus diversen Chats mit ihr. Aber einen direkten Kontakt zur Szene hatte sie nie erwähnt.

»Na, da hätte ich aber lange googeln müssen – und mein Schwedisch ist etwas eingerostet.«

»Haha, nein, du hättest Wege gefunden.«

Da hatte sie recht.

»Wenn das stimmt, lebt der Mann gefährlich.«

Jones sah mich lange an, als habe sie nicht daran gedacht, machte dann aber eine abwehrende Handbewegung. »Ich bin sicher, das haben die schwedischen Behörden im Griff. Darauf habe ich auch keinen Einfluss. Worauf ich aber einen habe, ist darauf, was in den USA passiert. Und die Leiche einer schwedischen Starautorin kann ich hier nicht gebrauchen.«

Ich glaubte, das konnte man nirgendwo. Übertrieb sie? Irgendwas in mir vermittelte den Eindruck, als tat sie das. Ich hatte Leena

Lyberg nie kennengelernt, also persönlich, aber nach so vielen Unterhaltungen fühlte ich mich schon ein wenig mit ihr verbunden. Zudem hatte ich alle Bücher von ihr, die ins Englische übersetzt worden waren, gelesen. Verschlungen konnte man fast sagen, und ich hoffte ganz eigennützig, dass da noch einige Bestseller folgen würden.

»Und was soll ich da tun?«, fragte ich sie mit einem Schulterzucken.

»Nichts. Ich dachte, sie tauchte auf eigene Faust unter und wenn sie das tat, dann wiederum hielt ich es für nicht ganz unwahrscheinlich, dass sie sich bei dir meldet.«

»Ich weiß nicht«, erwiderte ich. »Sie ist ein Computerfreak und weiß, wie man gut getarnt Kontakt aufnehmen kann. Aber sie weiß auch, dass es andere gibt, die darin vielleicht besser sind als sie. Oder genauso gut. Mit mir Verbindung aufzunehmen wäre nur logisch. Zumindest für die, die unsere Korrespondenz verfolgt haben. Genau deswegen wird sie das nicht getan haben.«

»Verdammt«, rief sie plötzlich und kramte ihr Handy aus ihrer Hosentasche. »Auch das noch! Fuck!«

»Was ist denn los?«, fragte ich sie.

»Akku leer ... völlig verschwitzt. Super, immer dann, wenn es so gar nicht passt.«

»Wo ist das Problem«, fragte ich sie.

»Rough. Hat mich auf dem Weg hierher angerufen. Hab ihm erzählt, dass ich noch unterwegs bin und mich melde, wenn ich losfahre.« Jones wirkte auf einmal völlig fahrig.

»Nochmal«, lachte ich, »was ist das Problem?« Kopfschüttelnd entsperrte ich mein Handy und reichte es ihr herüber.

»Danke.«

So einfach war es, Frauen zum Lächeln zu bringen.

»Die Nummer habe ich allerdings nicht gespeichert.«

»Das macht nichts«, antwortete sie. »Seine Nummer kann ich dir im Schlaf aufsagen.«

Ihre Finger flogen über die Tastatur und kurze Zeit später konnte sie ihm mitteilen, dass sie sich gleich auf den Weg machen würde. Doch seine Antwort schien nicht die erwartete zu sein, denn Jones Mund stand plötzlich weit offen.

»Wo?«, fragte sie hektisch und stand mit einer entschuldigenden Geste auf. »Ja, mein Akku ist alle, weiß nicht wie lange schon. Und wann? ... Dieser verdammte Mistkerl. Ich habe dir gesagt, dass das passieren wird! Wir sollten jetzt dringendst ...« – entschuldigend sah sie mich an und ging nach meinem Kopfnicken zur Tür heraus. Nach wenigen Minuten kam sie wieder rein und reichte mir mein Handy: »Danke!«

»Alles in Ordnung? Ist was passiert?«

Jones seufzte. »Nur der tägliche Wahnsinn. Tut mir leid, aber ich muss nun wirklich los.«

Eilig kramte sie nach einem Zwanzigdollarschein, legte ihn auf den Tisch und rauschte hinaus auf die Westchester Ave. Für sie hatte sich das Gespräch kaum gelohnt. Weder brachte sie das in dem Fall weiter, noch hatte ich auf ihr Outfit so reagiert, wie sie es sich erhofft hatte. Dass ich ihr nachsah, als sie aus der Tür ging, konnte sie ja nicht sehen. Ich wandte den Blick zurück nach vorne und sah nachdenklich aus dem Fenster. Dann nahm ich mein Handy in die Hand und erschrak. Ein Anruf in Abwesenheit. Gina. Für einen kurzen Moment beschlich mich so etwas wie ein schlechtes Gewissen. Ich wollte gerade zurückrufen, als ich eine Nachricht von ihr las: »Muss raus – ich melde mich nachher bei dir!«

Ich atmete auf.

Kapitel 4

»Okay, bist du jetzt fertig?«

Sara war geladen. Dabei war ich sachlich geblieben, war weder laut geworden, noch war ein böses Wort gefallen. Ich hatte ihr nur ganz klar zu verstehen gegeben, dass ich es nicht in Ordnung fand, dass sie mit ihrem Chef über mich gesprochen hatte. Ich hatte auch nicht vor, lange zu streiten. Sie sollte sich ein paar Gedanken machen, sich dann entschuldigen und dann wäre die Sache für mich abgeschlossen gewesen. Also nickte ich. Ihr Gesichtsausdruck sah nur leider so gar nicht nach einer Entschuldigung aus. Etwas hatte sie so richtig verärgert und ich hatte das dumpfe Gefühl, das war ich gewesen. Sie stand auf, ging um den Küchentisch herum, blieb neben mir stehen und stützte ihren Oberkörper auf ihre ausgespreizten Hände.

»Also erst mal war es nicht so, dass ich um einen Termin bei Vineyard gebeten hätte. Ich habe ihm auch keinesfalls deinen Lebenslauf überreicht und ich kann mich auch nicht entsinnen, in seiner Gegenwart auf Knien herumgerutscht zu sein, um ihn anzuflehen, dich einzustellen.«

»Natürlich nicht«, wiegelte ich ab. Auch wenn ich äußerlich versuchte, keine Reaktion zu zeigen, so musste ich innerlich doch ein wenig schmunzeln, denn sie hatte mir gerade sehr lebendige Bilder vor mein inneres Auge gezaubert.

»Bleib doch mal ernst, Rich! Zieh nicht immer alles ins Lächerliche!«

»Na ja, wenn du so übertreibst!«, verteidigte ich mich. Was hatte mich verraten?

Sara schüttelte vehement den Kopf. »Nein, nein, nein – das ist nämlich genau das Bild, das du dir über diese Sache gemacht hast.

Mal abgesehen davon, dass das bei Vineyard nie funktioniert hätte. Ich habe bei ihm ganz sicher keinen Ich-bin-jung-und-hübsch-Bonus. Kann ich mir abschminken.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Vineyard hat es mir erzählt, nur daher komme ich ja drauf.«

Sara richtete sich auf und drehte sich um, wild mit den Armen in der Luft fuchtelnd. »Wir haben diesen Einsatz zusammen gemacht, erinnerst du dich? Riker's Island? Es war deine Idee, diese Serie mit den Briefen aus dem Knast. Deine, Rich, nicht meine. Du hast den Bericht an ihn abgeschickt und er hat mich darauf angesprochen. Hat mich gefragt, was ich von dir halte.«

»Okay, aber ...«

»Entschuldige«, unterbrach sie mich unwirsch. So hatte ich sie wirklich noch nie reden hören. »Entschuldige, dass ich da positiv von dir gesprochen habe. Das ist unverzeihlich, das verstehe ich. Es tut mir leid!« Die letzten drei Worte sprach sie aus wie Hammerschläge ... »Rich, ich habe es dir schon hundertmal gesagt, dass es so nicht geht. Das Leben ist keine Einzelsportart. Alles, was ich getan habe, ist, auf eine Frage ehrlich geantwortet zu haben. ›Taugt er was‹, hat Vineyard mich gefragt und ich habe ›ja‹ gesagt. Und gut, okay, ich habe ihm erzählt, wie das auf Riker's Island gelaufen ist. Dass diese Serie mit den Briefen nichts für mich ist, dass du da aber keine Hemmungen hast. Schuldig im Sinne der Anklage!« Sie hob beide Hände wie zur Abwehr hoch, um ihre Aussage zu bekräftigen.

»Bist du jetzt fertig?« Ich sah sie mit meinem unschuldigsten Blick an.

»Rich, bitte. Ich weigere mich, zu glauben, dass ich etwas falsch gemacht habe! Du bist so ein Sturkopf!«

Toll! Ich hatte es wieder geschafft. Die sonst fast immer gut gelaunte Sara stand vor mir und wischte sich eine Träne aus dem Auge. Ich stand auf und nahm sie vorsichtig in den Arm.

»Bitte entschuldige!«, flüsterte ich und traute meinen Ohren kaum. Das war irgendwie anders gelaufen als gedacht. »Das ist alles zu schnell für mich. Ich muss das alles noch einordnen. Mir fehlt Buffalo.« Was sagte ich denn da? Ich hatte seit Wochen keinen Gedanken mehr an mein altes Leben verschwendet. »Nein, das stimmt nicht«, seufzte ich dann kaum hörbar.

Sara hob den Kopf und sah mich an. »Und Gina?«

Ich hatte mich schon gefragt, wie lange es noch dauern würde, bis sie es für angemessen hielt, mich darauf anzusprechen.

»Ihr seid doch noch in Kontakt?«

Ich nickte. Natürlich waren wir noch in Kontakt, aber ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. »Vier Wochen ist es nun her, dass wir Jim beerdigt haben«, sagte ich leise. »Vier Wochen! Und ich sag mal so: Er war ja nicht ihr Mann, er war ihr Mentor, ihr Kollege ...«

»... ihr Freund«, ergänzte Sara. »Ihr bester Freund zudem.«

»Ja«, stöhnte ich. »Und ich war dabei und hab es nicht verhindern können.«

Sara wirkte wie ausgewechselt. Sie setzte sich an die Seite des Tisches und streichelte nun sanft meinen Arm. Das war sehr angenehm, aber eigentlich war mir eher danach, irgendetwas an die Wand zu schmeißen. Das hatte ich in meinem alten Holzhaus in Buffalo des Öfteren gemacht und es hatte eine äußerst befreiende Wirkung gehabt. Auf »Harthor Manor« war so ein Verhalten undenkbar.

»Aber das hatten wir doch auch schon, Rich! Du hast Gina das Leben gerettet! Hättest du eher geschossen, hättest du De Young

vielleicht nicht getroffen und wir wären auf eine Doppelbeerdigung gegangen.«

Sie hatte recht. Sowohl mit dem, was sie sagte, als auch damit, dass ich mir das immer wieder vorgeworfen hatte. Vielleicht hätte ich ihn getroffen. Vielleicht hätte es sogar gereicht, ihn mit einem Steinwurf abzulenken. Ein erfahrener Cop wie Jim hätte sich in Sicherheit bringen können und Gina möglicherweise auch. Das hätte eine Option sein können. Eine andere vielleicht, zu schießen, einfach der Verwirrung wegen. Aber das wäre ein alles-oder-nichts-Zug gewesen. Das machen beim Pokern nur Anfänger. Und am Ende war es vielleicht eine Sekunde. Eine Sekunde, die ich gebraucht hatte, um selber präzise zu schießen. Aber als ich meine Glock 17 abgefeuert hatte, war eine Kugel aus dem Lauf von De Youngs Smith & Wesson bereits auf dem Weg zu Jims Stirn gewesen. Sie war kurz darauf über seinem linken Auge eingeschlagen und hatte das Leben von NYPD Detective Jim Mullan innerhalb eines Wimpernschlages beendet.

»Hat dir Gina jemals Vorwürfe gemacht?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Siehst du! Und sie war immerhin dabei! Und trotzdem danach zweimal hier, einmal davon drei Tage!«

Auch das stimmte. Es waren so ziemlich die längsten drei Tage meines Lebens. Ich hätte sie am liebsten vierundzwanzig Stunden lang umarmt und getröstet. Stattdessen hatte ich sie öfters mal allein gelassen, weil die Stille unerträglich geworden war. Und doch hatte ich sie von dem Moment an wieder vermisst, als ich sie nach Hause gebracht hatte und sie in der Haustür des kleinen Hauses in Glendale verschwunden war.

»Wie lange, denkst du, sollte ich warten, bis es nicht mehr unangemessen ist, den nächsten Schritt zu gehen?«